

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 10.

Montag, 11. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Auf und ab ging er auf der Brücke. Blicke oft stehen, lauschte. Es fing an zu dunkeln. War die Baronesse schon im Schloß oder hatte sie einen anderen Weg eingeschlagen? Dieser war jedenfalls der nächste. . . Ein Hundeblaß. Aha, jetzt kam sie! . . . Aber er mußte sich noch ziemlich gedulden, bis die Hunde knurrten.

„Hallo, gut Freund“, rief er lachend. „Guten abend, Baronesse!“

Theres Hölzlin blieb wie angewurzelt stehen. Sie hatte Luz Helmboldt an der Stimme erkannt. Der fehlte ihr jetzt gerade noch! Auszuweichen vermochte sie ihm nicht mehr. Nun die letzte Kraft zusammengekommen, die allerletzte!

„Guten abend! Eine Überraschung!“

„Über die Sie hoffentlich nicht ungehalten sind, Baronesse!“ Und dann fuhr er rasch fort: „Der Wirt erzählte mir von dem Feisthirsch an der Fichtenschönung, oben an den Eichen. Den wollt ich mir auch ansehen. Auf halber Höhe traf ich die Gräfin. Sie sagte mir, daß Sie vorausgegangen seien, weil sie sich müde fühle. Da habe ich sie nach Hause geleitet. Die Hunde sollten Ihnen Nachricht bringen!“

Auch das noch! Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Und Reden mußte sie doch!

„Nix gesehen — von dem Feisthirsch!“

Er lachte.

„Glaub ich wohl! Auf den kann man sich vierzehn Tage ansehen und hört ihn höchstens! Aber gerade diese Jagd, besonders die Wirtin auf ihn hat einen eigenartigen Reiz!“

„Ich kann mir's vorstellen, Herr Helmboldt!“

„O, wie enttäuscht das klingt! Besser ist's schon, man läßt die Hunde zu Hause!“

„Ich hab sie auch net mithaben wollen, meine Rufine“

„Das hat mir die Frau Gräfin bereits gesagt!“

Sie schritten nebeneinander her. Luz Helmboldt kam das Verhalten der sonst so lustigen Baronesse höchst sonderbar vor. Da war irgend etwas nicht in Ordnung! Höchstwahrscheinlich hatte sie sich heute nachmittag mit der Gräfin über den Marsch nach den Eichen gezanzt. Und die hatte, als er auf der Bildfläche erschienen war, die Hunde nachgeheßt, um ihr das Vergnügen zu verderben! Natürlich war's so! Aus Kleinigkeiten hatte sich schon mancher hartnäckige Streit entwickelt! Wenn die Baronesse ihre Koffer packte und abfuhr? Womöglich schon morgen früh? Nirgends ging es so verrückt zu wie auf der Welt! Jetzt das richtige Wort finden!

„Warum so — traurig?“

Dieser Mensch wurde Theres Hölzlin zur Last.

„Traurig? Gar net, Herr Helmboldt! . . . Aber merken müßten S' eigentlich, ich bin heut schrecklich nervös!“

Da hatte er seinen Hieb weg. Er war kräftiger ausgefallen, als er hatte ausfallen sollen. Es tat ihr im Augenblicke nicht einmal leid. Los sein wollte sie ihn jetzt.

Luz Helmboldt wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Einfach stehen bleiben und die Baronesse weiter-

gehen lassen, wäre doch ungehörig gewesen. Er hatte es gut gemeint, als er ihr entgegengegangen war. Bei ruhigem Überdenken würde ihr das zum Bewußtsein kommen. Daß er jetzt jedes Wort auf die Goldwaage legen mußte, war ihm ganz klar.

„Kein Wort werde ich mehr sagen!“

Sie entgegnete nichts. Beschleunigte aber ihre Schritte.

Die Gräfin Merun war mit leichtem Fieber heimgekommen. Frösteln ließ ihr über den Rücken, eiskalt ihre Hände. Aber zu Bett begab sie sich nicht. Ließ Feuer im Kamin in der Diele anmachen, saß dann in einem bequemen Sessel vor der Glut. Die Buchenscheite krachten. Die Dämmerung legte sich auf den großen Raum. Gespenstisch zuckte der Lichtschein der Flammen an den Wänden auf. Die Theres! Egbert Niedenstein war sie verfallen — und tat, als ob sie ihr helfen wollte! Und dann hatte sie gleich Milderungsgründe zur Hand. Er war eben ein außergewöhnlicher Mensch! Man kam nicht auf gegen ihn! Und das allerschlimmste, man sah nicht klar! . . . Demütigen wollte er sie, daran hegte sie nicht den geringsten Zweifel, was er aber dann tun würde, wenn er das erreicht, konnte kein Mensch erraten! . . . Sie und sich demütigen lassen! Lieber sterben! Und ging das noch einige Zeit so fort, brach sie zusammen. . . Ja, liebte sie ihn denn noch? . . . Ach, was war das für eine Frage? Verfallen war sie ihm! Da gab es nur Erfüllung oder verflümmern! . . . Und der Erfüllung folgte vielleicht die große Enttäuschung! . . . Was half es, darüber nachzudenken? . . . Aber mit der Theres mußte sie heute abend noch ins Reine kommen! . . . Und dann zuckte sie vor Schreck zusammen. Wenn die Theres nun nicht kam? Wenn . . . es war nicht auszudenken, aber wer wurde klug aus Egbert Niedenstein?

Da hörte sie endlich die Hunde bellen. Als Erlösung empfand sie es jetzt. Stand auf. Mußte sich am Sessel festhalten. Kein Licht brannte in der Diele. Als Theres Hölzlin jetzt die Tür öffnete, ihre Rufine nur von den zuckenden Flammen beleuchtet dastehen sah, entlief ihr der letzte Mut.

„Das sind ja schöne Geschichten“, dröhnte es ihr entgegen.

Da gab es kein Halten mehr. Sie stürzte auf ihre Rufine zu. Drückte sie in den Sessel, barg den Kopf in ihren Schoß und schluchzte zum Götterbarmen.

Und dieses Schluchzen erschütterte Kamilla Meruns Herz. Ihre Hände hoben sich. Nahmen den Hut von Theres' Kopf, ihre kalten Hände lagen auf ihrem Scheitel. . . Schluchzen lassen, jetzt nicht sprechen. Und dann brach die große Beichte aus dem siebenundzwanzigjährigen Mädchen wie aus einem Vulkan. Stoßweise!

„Er ist net schlecht! Er ist verbittert! . . . Und so stolz, so arg stolz! . . . Deshalb findet er net den Weg zu dir! Er geht ihn net und wenn er dran zu Grunde geht! . . . Er darf net zu Grunde gehen! Du, er darf net!“

In einem Wimmern erstarben die Worte. Stille.

Lange. Lange. Und dann wälzte sich schwer die Frage aus der Gräfin Meruns Munde:

„Du hast ihn auch lieb?“

„Ja, ich auch! . . . Herrgott, die Sünd' — die arge Sünd!“

Da fühlte sich Theres Hölzlin auf den Schoß gezogen. Ein Kuß wurde von zuckenden Lippen auf zuckende Lippen gedrückt. Aber kein Wort fiel.

Dicht an der Glut lagen langgestreckt die Hände. Die Zungen hingen ihnen aus den Fängen. In hastigen Stößen hoben und senkten sich ihre Rippen.

Was nun?, fragte sich am nächsten Morgen Egbert Niedenstein. Erst einmal diesen Herrn Helmboldt angerufen. Er liege noch im Bett, antwortete der Postagent.

„Dann sagen Sie ihm, der Feisthirsch wäre seit zwei Tagen nicht mehr an den Eichen zu spüren. Ich ließe ihn bitten, den Teil des Reviers nicht zu bejagen, vielleicht kommt er wieder!“

So, den war er einstweilen los! Wie aber würden sich im Schlosse die Dinge entwickelt haben? War er gestern Sieger gewesen oder Besiegter? Wer das wüßte! Die Baronesse, Donnerwetter, sie hatte ihm gefallen! Die hatte Mumm im Leib und einen recht guten Verstand! Einmal war das Fest sogar seinen Händen entglitten. Aber der Hauptsturm schien gelungen zu sein! Oder ging sie etwa gar an gegen ihre Rusine? Zuzutrauen war's ihr schon! Dann konnte er leicht der Besiegte sein. . . . Jetzt stalt er in einer Ungewißheit, nun mußte er warten! Wer zwölf Jahre gewartet hat, wartet auch noch zwölf Tage. Aber das sollte sich Kamilla ja nicht einbilden, daß er bei ihr vorfuhr und um gut Wetter bat! . . . „Narrißch“ war' er, hatte die Baronesse gesagt! Möglich! über seinen Dickschopf hatten Eltern, Lehrer und Vorgesetzte die Hände gerungen. Es war gänzlich vergeblich gewesen. . . .

Was nun?, fragte sich Luß Helmboldt, als er sich am Morgen die Augen rieb. Wie ungnädig die Baronesse gestern abend gewesen war! Ganz sicher hatte es sich nicht um eine flüchtige Laune gehandelt. Und er war doch hergekommen, um die Entscheidung zu erzwingen. Immer wieder mußte er an die Zigeunerin denken. Saß ihm die Baronesse Theres Hölzlin wirklich so fest im Herzen, daß er um sie weinen würde, Herzkrämpfe bekommen? . . . Na, na! Und vorläufig war das noch alles Unsinn! . . . Liegen geblieben bis die Post kam! Dann sich ins Wirtszimmer gesetzt und gekrüßt. Die Baronesse holte ja jeden Vormittag die Post.

Aber heute kam sie nicht. War er, aus Gott weiß welchem Grunde, in Ungnade gefallen, oder lag eine andere Veranlassung vor? Das möglichst schnell zu ergründen, mußte für ihn das nächste sein. . . . Er bumelte am Schlosse vorüber zum Forsthaus, um sich seinen Hund zu holen. Weder die Gräfin noch die Baronesse ließen sich sehen. Dem Förster war auch nichts anzumerken, daß er irgend etwas von Mißstimmungen wußte, gesagt hätte er ihm auch nichts. Aber Hektor war vor Freude ganz außer sich, als er seinen Herrn wieder erblickte. . . .

Was nun?, fragte sich Theres Hölzlin, als sie am nächsten Morgen nach wüsten Träumen und einer halb schlaflosen Nacht erwachte. Wie zer schlagen am ganzen Leibe fühlte sie sich. Ein Ende mußte gemacht werden! So oder so! Die Entscheidung wollte sie in die Hände ihrer Rusine legen. Die reine Folter war das ja! Und Willenskraft hatte sie doch im Leibel! Aber wie nun weiter kommen? Ach Gott, die Leidtragende war sie auf jeden Fall! . . .

Was nun?, fragte sich Kamilla Merun. Sie hatte kein Auge zugetan. Stand vor ihrem Spiegel, schwarze Ringe lagen um ihre Augen. So müde fühlte sie sich, so schrecklich müde! Und so hilflos! . . . Die Theres! . . . Ach, sie konnte sich ja in ihre Lage versetzen! Wie es Egbert Niedenstein nur fertig brachte, die Menschen zu verzaubern. Jawohl! — verzaubern! . . . War es nicht Roheit, sie so zu quälen und das arme, unschuldige Hässchen dazu?! Was konnte denn das dafür? Gut hatte

es die Theres jedenfalls mit ihr gemeint! Und war unterlegen!

Als die Beiden sich dann im Frühstückstisch gegenüber saßen, die Bedienung hatte die Gräfin fortgeschickt, fuhren der Baronesse, halb wider Willen, die Worte aus dem Munde:

„Laß mich heut' abend nach Haus reisen!“

Erschrocken war die Gräfin, hatte ihre Rusine mit starren Augen angesehen und dann den Kopf geschüttelt.

„Net um die ganze Welt!“

„Ja, was soll ich denn noch hier? Ich kann dir doch net helfen!“

„Und Angst hast du auch vor dem Niedenstein!“

Die Theres sah ihre Rusine an. Ihre Augen wurden feucht. Mühe hatte sie, die Tränen zurückzuhalten. Aber jetzt nicht schweigen, lieber Unsinn reden!

„Weiß ich net a mol! Aber meine ROLL muß hier ausgepielt sein! Weil — weil ich jetzt nur als Hindernis zwischen euch steh' — und das darf net sein!“

„Meinst, ich hielt es hier allein aus?“

„Dann fahr' mit nach Steiermark! Hast ja das Geld dazu!“

Ein Kopfschütteln. Ein schmerzliches Lächeln. Und dann bekannte Kamilla Merun offen die Wahrheit.

„Es ist zu spät, Liebes!“

„So mach ein End! Geh' ihm entgegen! Du, ich glaub', er würd' es dir auf den Knien danken!“

„Ach nein, Theres! Das wär' ein Bekenntnis! Daß ich damals unrecht an ihm gehandelt! Gott weiß, wie ich gelitten, weil er nichts hat von sich hören lassen! Bin ich eine Dirn', die ihm nachläuft?“

„Gebrauch doch net so starke Ausdrück! Sie stimmen auch gar net! Er ist genau so wie du! Verbeißt sich in Worte. Und da steht ihr, einen Graben zwischen euch. Komm' du rüber — nein du! . . . Keiner tut's! Er wird narrißch und du wirst krank! Und könntet es beide doch gut miteinander haben!“

„Und machen dich noch unglücklich obendrein!“

„Ach bah!“

Weiter vermochte die Theres nichts zu sagen, weil die Nerven in ihrem Gesicht zuckten und die Tränen die Wangen herunterliefen.

Das konnte Kamilla Merun nicht mit ansehen. Aber verzichten wollte sie auch nicht. Sie stand auf. Beugte sich über ihre Rusine. Drückte ihre Wange an das von Tränen feuchte Gesicht.

„Liebes! Gutes! Ich glaub', du bist viel klüger als ich! Das kann ich net mit anschauen! Sag' doch, was ich tun soll!“

„Schreib ihm, er soll dich auffuchen! . . . Meinst, er kommt net? . . . Und die ganze Aufregung wär' wahrscheinlich gar net nötig gewesen, wenn du damals im Wirtshaus auf ihn zugegangen, die Hand hingehalten und weiter nix gesagt als: Grüß' Gott, Herr Rittmeister Niedenstein! Wir haben uns recht lang net gesehen!“

„Und der Herr Helmboldt und der Wirt hätten sich alles Mögliche zusammengereimt!“

„Man wird's auch tun, wenn ihr euch wieder vertragt! Was gehen euch die Menschen an? Habt ihr's nötig, euch um Gerede zu kümmern?“

„Und mein Stolz, Theres!“

„Stolz, Kamilla — wenn man liebt? Immer wieder die großen Worte!“

Hin und her ging die Gräfin Merun. Blicb dann stehen, sah lange ihre Rusine an, schüttelte den Kopf.

„Ich bring's net fertig, an ihn zu schreiben!“

Auf schnellte Theres Hölzlin.

„Dann weiß ich net, was werden soll! Bin ich aber plötzlich abgereist, dann wundre dich net! Und sei net arg böß, dann ist's eine Radikalkur zu deinen Gunsten!“

Verließ das Zimmer, schloß sich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Nabonga.

Skizze von Leo am Brühl.

Vom Logone her streicht der Nachtwind in matten Stößen; flackernd windet sich die dünne Kerzenflamme vor mir.

Gambogo schlurft schweigend hin und her. Er packt. Zuerst in die sanddichten Blechkästen die kostbaren Instrumente, einzeln die Gläser in die Lederhüllen, dann unsere Vorräte und die Präparate in den geräumigen Sack des Tragsattels, endlich Kochgeschirr und übriges Gerät in eine alte Zuckertüte, die er selbst schleppen wird, wenn es weiter geht. Und noch in der Nacht brechen wir auf.

Bald ist um mich im kleinen Spitzzelt nichts mehr als dieser schwere Atazienbusch, der so müde, so müde macht.

Es ist eine Qual, Gedanken zu Ende zu denken. . . . Noch gestern abend versuchte ich, in dieses Tagebuch etwas über das Mädchen Nabonga aufzuzeichnen; ich weiß nicht mehr, was ich schrieb; ich müßte es nachlesen, doch das ist zu mühsam.

Ich glaube, daß ich Nabonga beschrieben habe, etwa wie ich ein schönes, seltenes exotisches Tierchen zu beschreiben pflege, einmal einen grauen Seidenaffen, ein andermal eine granatrote Libelle. Nun fühle ich es wie Scham, daß mein Buch ein Stück Anatomie enthält statt eines zarten Bildes von Nabongas Seele.

Nur sechs oder sieben Tage habe ich die Kleine gekannt; sie hatte von den geschwägigen Soldatenfrauen der Station die harte Sprache der weißen Männer gelernt und konnte beinahe über alles das plaudern, was ein neugieriger alter Mann von einem Massakind zu wissen begehrte. Sicher, Nabonga wußte nicht viel von den Löwenjagden der Krieger, von den Festen der Dämonenpriester, von Totentagen und Urwaldorgien. Aber die seltsamen Märchen, welche die Massamütter den Kindern erzählen, kannte Nabonga; und alle Lieder des Stammes sang sie.

Wenn sie auf der weichen Matte in meinem Zelte lag und ihre Märchen lebendig werden ließ, dann war Nabonga ein Kind noch; erhob sie sich aber, um zu den Gefängen ihrer Kongoheimat zu tanzen, dann bog sich ihr braun glänzender Bronzelleib wie Schilf im Sturm, und dann war sie eine Frau. Sie wußte ihr Alter nicht; daß die Weißen ängstlich die Lebensjahre zählen, als könne eines verloren gehen, war für Nabonga Anlaß zu einem ganzen Abend übermütigen Kinderlachens.

Die Massa, hier unweit des Logone, leben dumpf zwischen Savanne und Station, zwischen Urnatur und der Unnatur, die ihnen der weiße Mann aufzwingt. Niemand weiß, was kommen wird, ein gewaltiges Aufschäumen einst der ganzen schwarzen Rasse oder ein ungeheures Sterben. Viele tausend schwarze Leiber warten dumpf. . . .

Nur eine Seele fand ich: Nabonga! Eine zarte, schwache und furchtsame Seele. Aber ich wußte nicht, wie furchtsam sie war und daß ein einziger Schreck sie für immer auslöschen konnte. Darum trifft mich keine Schuld. Vielleicht

Vielleicht hätte ich das Mädchen zurückschrecken müssen, als ich, Gambogo mit den Gewehren hinter mir, am Nachmittag in die heiße Savanne wanderte, hinaus aus dem Dorf, vorüber an hohen Termitenhügeln, dann durch verkrüppeltes Unterholz, durch jähe Lianenschlingen, hinweg über davorpelzte Luftwurzeln.

In trockener Sonnenglut wallt wie lodend die Luft.

Eine Minute Rast in einer Lichtung. Doch da liegen Wildfahrten wie hartgegoßen: Panther, Hirsche, Stachelschweine, Schakale. Daneben im Sand das Getrikel, das die Perlhühner schreiben. Unbestimmbare Kräger deutete Gambogo auf Meerfahnen.

Unter einem halbfaulen Affenbrotbaum ist eine Erdhöhle sichtbar. Gambogo wirft sich auf den Bauch, geht mit der Schnuppernase ein Stück in das Loch und entscheidet, daß hier ein Panther seinen Schlupfwinkel habe. Möglicherweise seien junge Tiere sogar tief in der Höhle und schliefen dort.

Neugierig geworden, knie ich hin, hake den Feldstecher vom Riemen, um besser kriechen zu können. Aber schon beim Beginn des Versuchs, in das Loch einzudringen, wirft mich der atemraubende Raubtiergeruch zurück, der mir entgegen schlägt.

Ich sehe Gambogo am Gewehrshock herumfingern.

„Wenn das Pantherweibchen kommt?“, sagt er, als ich ihn anruere.

Nabonga, die neben mir hergelaufen war, hat das Fernglas vom Boden aufgenommen, dreht es mit den kleinen Händen um und um, schüttelt den Kopf. Zwei merkwürdige Röhren mit Glasverschluß, denkt sie wohl. Und gar nichts darin. Zu welchem Zweck schleppt der Weiße die Dinger mit?

„Versuch doch einmal, hindurch zu schauen“, sage ich lachend und vergesse, wie ich mir Nabongas Verwunderung vorstelle, die jetzt kommen muß, sogar die Pantherjungen.

Das Massakind hebt den Feldstecher an die Augen, in die Lichtung hinaus gerichtet, schaut sie. In der nächsten Sekunde verzerrt sich das Gesicht in jähem Erschrecken, Nabongas Arme zucken hoch. . . . ein piker Schrei der Angst. . . . Nabonga stürzt in sich zusammen.

„Der Panther!“ schreit Gambogo und drückt mir die Büchse hin.

Ich sehe nur einen blinkenden Strich, der durch die Lichtung zu uns heranschnellt. Der Panthermutter die Kugel antragen?

„Zurück!“ Ich reiße Nabonga vom Boden hoch. Die Gewehre im Anschlag, weichen wir dem Raubtier aus, tiefer in das Unterholz hinein.

Schwer hängt das kleine Massamädchen mir im Arm; es muß bewußtlos sein. Noch immer. Ich glaube das und hoffe das. Bis Gambogo sagt: „Nabonga tot! Sie sah durch deine Röhre die Pantherin ganz groß und ganz nahe schon auf sich zuspringen. Da starb sie vor Schreck, denn sie kannte noch nicht den Zauber, der in deinen Gläsern ist.“

Gambogo spricht wohl die Wahrheit.

Ich schleppe die tote Nabonga, ich, der weiße, alte Mann; ich schleppe sie bis in das Massadorf, obgleich Gambogo mich warnt. —

Nun beschließen die Massakrieger im Dorf, was mit uns geschehen soll, die wir Nabonga durch hinterlistigen Zauber getötet haben. Während sie beraten, brechen wir das Zelt ab; wir fliehen.

„Schreibe nicht weiter!“, höre ich Gambogo sagen. „Dein Pferd ist fertig und alles gepackt. Wir müssen uns beeilen.“

Zwölf fette Gänse als Dichterhonorar.

Schriftsteller und Verleger. — Einem Autor werden die Ohren abgeschnitten. — Das migratene Wunderkind.

Von H. S. Muerbach.

Die Zeiten, da unter Klopstocks Leitung die deutsche „Gelehrtenpolitik“ gegründet wurde, die durch die Herausgabe der Werke ihrer Mitglieder diese von den bösen Verlegern unabhängig machen sollte, sind längst vorbei. Die zwischen den beiden Berufsclassen herrschenden Beziehungen, die immer geschwankt haben, einmal besser, dann wieder schlechter waren, sind heute durch feststehende gesetzliche und gesellschaftliche Regeln geordnet. Heute kann es nicht mehr vorkommen, daß ein Mann wie August Schlegel als Entgelt für seine schriftstellerischen Leistungen von einem Verleger zwölf fette Gänse und eine Ladung Festtower Rübchen bekommt. Auch von Schleiermacher wissen wir, daß er Kognat, Wein, eine Kaschmirhose, ja sogar Lotterielose als Honorar erhielt. Damals ging alles auch im Verkehr zwischen Verleger und Autor viel patriarchalischer und gemüthlicher zu. Allerdings hatte das auch zuweilen seine Schattenseiten.

Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht wohl der Fall des berühmten englischen Dichters Sir Walter Scott. Sein Verleger Constable war in Gelsenkirchen ebenso großgütig wie der berühmte Dichter selbst, der auf Grund der erhaltenen, sehr beträchtlichen Vorschüsse ein Leben im größten Stil zu führen pflegte. Sein Schloß Abbotsford verschlang geradezu gewaltige Summen. Obgleich Scott geistig außerordentlich fruchtbar und nicht weniger fleißig war, vermochte er die immer höher anwachsenden Vorschüsse nicht abzarbeiten. Schließlich kam es so weit, daß Constable Konkurs anmelden mußte; gegen die finanziellen Ansprüche „seines“ Autors konnte er eben nicht antommen.

Während Scott von dem Unglück seines Verlegers nicht weiter in Mitleidenschaft gezogen wurde, als daß er bis zu seinem Tode schreiben mußte, um seine Schulden zu tilgen, ging es einem anderen Schriftsteller jener Tage nicht so gut. Dies war ein englischer Puritaner namens Brynne, der mehr als 200 heute völlig in Vergessenheit geratene Werke verfaßt hat. Seine Spitzenleistung war ein siebenbändiger Wälzer, in dem er mit viel Fleiß alles, was je gegen das Theater oder gegen Schauspieler geschrieben war, zusammengetragen hatte. Sonderbarerweise fand sich ein Verleger, der viel Geld auf die Herausgabe des Brynneschen Nachwerks verwandte. Es sollte ihm und dem Verfasser schlecht bekommen. Letzterem wurden vom Henker beide Ohren abgeschnitten, er wurde gebrandmarkt und in den Tower geworfen; der Verleger mußte 10 000 Mark Strafe zahlen — eine für die damalige Zeit beträchtliche Summe — und seine Verlagstätigkeit einstellen. Er war ein

zuinierter Mann. Selbst der Zensor, der das hohe Orts so mißliebig aufgenommene Werk hatte durchgehen lassen, wurde seines Amtes enthoben.

Wenig Glück mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit hatte auch ein deutscher Vielschreiber jener Zeit, ein gewisser Kaspar Barth. Er galt als Wunderkind, der schon mit neun Jahren alle Werke des römischen Lustspiel dichters Terenz von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig hersagen konnte. Barth schrieb ein angeblich gelehrtes Werk in 180 Büchern; die 60 ersten kamen in zwei gewaltigen Foliobänden auf den Markt. Als man sich indes die Geistesfinder des berühmten Mannes näher besah, stellte sich heraus, daß es sich um Auszüge aus anderen Büchern handelte, die kritisch- und beinahe sinnlos abgeschrieben waren. Der Verleger verlor an dem Doppelband sein Vermögen, auch jeder Buchhändler, der sich leichtsinnigerweise einige Exemplare zugelegt hatte, setzte Geld dabei zu. Daß nach diesem „Erfolg“ des ersten Drittels das „Wunderkind“ mit 3000 engbeschriebenen Manuskriptseiten sitzen blieb, für die sich kein zweiter Dummer fand, scheint weiter nicht erstaunlich.

Noch ein anderer Vielschreiber wurde seinem Verleger zum Verhängnis. Der Jesuit Théophile Reynaud stand allgemein im Rufe, ein hochgeehrtes Haus zu sein. Dieser schmeichehaften Ansicht seiner Zeitgenossen erfreute er sich bis zu dem Tage, wo seine Gesamtwerke, 20 dicke leibige Folianten, herauskamen. Sie enthielten, wie sich jetzt herausstellte, nichts als aufgelegten Unsinn, der auch als solcher erkannt wurde, was für die damalige Zeit schon allerlei besagen will. Der Herausgeber des Riesenwerks starb im Armenhaus.

Ein Vorläufer des Schauergeschichtenschreibers Edgar Wallace war offenbar der französische Abt de Marolles, der Jahr für Jahr drei bis vier dicke Bücher verfaßte. Im Gegensatz zu der Produktion des Engländers erwies sich jene des Franzosen — sie umfaßte 70 zum Teil mehrbändige Werke — als vollkommen unverkäuflich. Selbst geschenkt wollte man die Bücher nicht haben, und man wird verstehen, daß die Verleger wenig Freude mit ihnen hatten.

Nicht viel besser ging es einem anderen Schriftsteller, einem gewissen Cathérineau. Auch seine rund 200 Erzählungen wollte niemand lesen. Der Verfasser war aber menschenfreundlich genug, seinen Verleger mit seinem Geschreibsel ins Unglück zu stürzen; er gab alles im Selbstverlag auf eigene Kosten, prächtig in Leder gebunden, heraus. Der Verfasser führte stets ein oder zwei Exemplare der Erzeugnisse seiner Muse in der Tasche bei sich, um seine Bekannten damit zu beglücken. Da gleichwohl niemand das Zeug haben wollte, konnte man Cathérineau täglich an den Seine-Rais sehen, wo die fliegenden Buchhändler noch heute ihre Stände haben. Hier betrachtete er die ausgelegten Bücher und schmuggelte dann in einem unbeachteten Augenblick eins oder das andere seiner Werke unter die alten Schmölzer, um sich dann befriedigt nach Hause zu begeben.

Heute könnten Fälle wie die geschilderten natürlich gar nicht mehr vorkommen!

Das Hauptvergnügen.

Von Frieda Battentin.

Das junge Ehepaar war erst vor kurzem von der Hochzeitsreise zurückgekommen und sah das erste Mal in seinem stüblichen Hause mit dem von einem Innenarchitekten eigens für ihre Eigenart entworfenen Möbel eine kleine Schar von Gästen bei sich.

Alles war auf Intimität gestellt. Beleuchtung, Bewirtung, Gruppierung, die Auswahl und Zahl der Geladenen — intim das Ganze misse en scène, intim die Unterhaltung, die Gespräche. Drei junge Ehepaare und ein Junggeselle. Bisher der Freund des Hausherrn, aber mit allen Begabungen für einen Hausfreund. Er paßte glänzend in den Kreis von Jungverheirateten — er war lebemannisch, amüsanter-lustig, er war sozusagen das „Salz der Ehe“ der andern. Man sah in den Tiefen der bizarren Riesentaube, die so vorteilhaft und kleidsam für die Schlantheit der Frauen und anscheinend mit Vorbedacht für kommenden Embonpoint bequemer Ehemänner vom Künstler erdacht waren.

Die drei jungen Frauen elegant bis in die Fußspitzen mit den Allüren der großen Frau von Welt und dem Gedankenkreis ungebrochener Bürgerlichkeit waren sie noch jetzt auf Entbedungsreisen in das ihnen noch etwas fremde Gebiet des Mannes bzw. ihres Mannes, neugierig, ein bißchen lüstern, obgleich nun doch eheerfahren, noch reichlich eheschamhaft.

Die Männer selbstzufrieden, gesättigt. Man sprach nahelegend — von der Ehe, der Liebe, der Treue und natürlich von dem nie abzugrasenden Thema des jungen Ehestandes: der Eifer-

sucht. „Eifersucht und Liebe“, sagte die blonde Hausfrau, die jüngst Verheiratete in mädchenhafter Fräulichkeit, „gehören zusammen.“ „Wo man liebt, ist man auch eifersüchtig, zittert man zu verlieren.“ „Eifersucht ist also demnach Unsicherheit des Besizes“, fiel der Junggeselle ein, den es reizte, in diese zur Schau getragene eheliche Selbstgefälligkeit der drei Paare den Stachel hineinzutragen.

Da entgegnete die schwarze, rassistige, schlanke Frau und redte ihren hohen Körper selbstbewußt aus der Tiefe ihrer Kissen straff empor: „Sicherheit des Besizes, finde ich, entwertet ihn, — wenigstens wenn das beargwöhnnte Objekt eine Frau ist. Eifersucht“ — und mit einem Blick auf ihren Mann — „ist einer Frau unwürdig, die ihrer Persönlichkeit bewußt ist.“

Ihr Ehemann erwiderte gelassen, aber nicht ohne scharferen Akzent: „Die Eifersucht einer Frau beginnt erst, wenn sie den Mann heißt, solange sie ihn erobern muß, ist ihr diese Eifersucht ein amüsantes Spiel, sozusagen ein Hindernisnennen mit der Rivalin.“

„Eifersucht“, sagte die dritte der Frauen, die mit dem rötlichen Greta-Garbo-Kopf und kuschelte sich tiefer in die weichen Daunnen, „Eifersucht ist nur der Kiesel der Eigenliebe, wenn es sich um einen Mann handelt. Und ist die Frau eifersüchtig“ — und sie schnippte mit toletter Gebärde die Zigarette ab — „macht sie den Mann nur noch selbstgefälliger und arroganter.“

Der Gatte dieser kleinen, pilanten Frau, dessen kleine Esapaden bekannt waren, parierte dem Anblich seiner Frau, blieb ruhig den Rauch aus seiner Zigarre. „Frauen schämen sich immer, ihre Eifersucht einzugestehen, aber“ — mit einem etwas ironischen Seitenblick auf die kleine Rothaarige und als wäre dieses Thema schon des öfteren unter ihnen behandelt worden — „sie ist doch nur der Ausfluß der Liebe.“ „Na“, meinte der Junggeselle ironisch, „die Berufung auf die Eifersucht allein ist schließlich noch kein Beweis von Liebe. Eifersüchtig, schon aus Stolz und Ehrgeiz ist jede Frau, ich möchte die kennen, die es nicht ist.“

„Ich kenne nur eine Frau“, warf hier der junge Ehemann ein, um einer erregt werdenden Aussprache über das Eifersuchts-thema vorzubeugen und richtete schmunzelnd einen Blick zu seiner jungen, blonden Frau empor, die auf der breiten Polsterlehne seines Armstuhls — unmerklich für die andern — an ihn gelehnt mit ihren hübschen Beinen wippte. „Ich kenne nur eine Frau, die nicht nötig hätte eifersüchtig zu sein!“ „Meint er mich?“ durchzitterte es voll Stolz die junge Gattin.

Da fiel ihm schon der Junggeselle ins Wort: „Das kann nur die Stammutter Eva gewesen sein — — —“ „Stimmt“, lachte der Hausherr und küßte zärtlich seiner jungen Frau die Hand „und warum — — weil das Objekt der Eifersucht fehlte.“

Alle lachten befriedigt.

„Aber“, fuhr der Junggeselle fort, „um das Hauptvergnügen, das Ihnen meine Damen, gegeben ist, ist Eva doch gekommen“ — und er zündete sich, ein bißchen molant lächelnd, eine Zigarette an. — „Um das Hauptvergnügen?“ „Ihren Adam zu fragen: „Wieviele Frauen hast Du schon vor mir geliebt?“



Der Erfinder.

„Karlchen — in deinem neuen Schirm ist ja schon ein Loch.“

„Ja, Mutti — selbstgemacht. Da weiß ich doch gleich, wenn's aufhört zu regnen.“